

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 55 (1951-1952)

Heft: 12

Artikel: Giovanni Segantini : zu dem neuen Segantinibuch

Autor: Zbinden, Hans / E.O.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Giovanni Segantini

Zu dem neuen Segantinibuch

von Dr. Hans Zbinden

In unserer Zeit, die alle überlieferten Werte umdeutet, neu auslegt oder gar verwirft; in der auf allen Gebieten Neues und Umwälzendes entsteht; wo die Auffassungen über Religion, Moral, Kultur und Kunst sich so rasch ändern: in unserer Zeit steht der Einzelne verwirrt und unsicher da. Das Althergebrachte, das ihm im Blute liegt, scheint überholt zu sein; das Neue, das von allen Seiten auf ihn einschreit, ist ihm noch fremd. Urteilt er rein gefühlsgebunden, so läuft er Gefahr, von der Vorhut als Spiesser verspottet zu werden; bemüht er sich um den Anschluss an das Kommende, so macht er sich vor der grossen Masse als Halbverrückter lächerlich.

Im Streben nach einem sicheren Standpunkt — gleichgültig auf welchem Gebiet — neigen wir uns naturgemäß dem Vergangenen, Erprobten zu. Wenn diese Einstellung nicht durch eine gesunde Kritik berichtigt wird, birgt sie grosse Gefahren in sich. Was gestern, vorgestern sich als gut erwiesen hat, bewährt es sich auch heute noch? Und wo ständen wir, hielten wir starr am Alten fest?

Wir wollen daher keineswegs das Moderne verdammen und ihm seine Daseinsberechtigung ablehnen. Es wäre ein bedauerlicher Mangel an Einsicht, glaubte man, es aus der Welt schaffen oder auch nur aufzuhalten zu können; es ist dies nicht einmal zu wünschen.

Die Frage, die wir uns stellen müssen, lautet vielmehr: Trägt das Neue dazu bei, uns innerlich reicher, glücklicher, besser und weiser zu machen? Das kann jeder nur für sich entscheiden; eine allgemeingültige Antwort ist aus verschiedenen Gründen unmöglich. Erstens stehen wir mitten im Umbruch; wir haben nicht die nötige Distanz und sind deshalb nicht abgeklärt genug, um sachlich urteilen zu können. Zum zweiten: Jeder ist anders veranlagt und stellt seine ganz besonderen Forderungen an das Leben. Und drittens: Neben dem

aufrichtig um eine neue künstlerische Form Ringenden, eine neue Lebensauffassung Suchenden, steht der äusserlich kaum von ihm zu unterscheidende Scharlatan, der bloss nachahmend die gewinn versprechenden Strömungen auszunützen versucht. Auf lange Sicht wird sich gewiss die Spreu vom Weizen scheiden; aber abgesehen von seltenen, besonders begabten Menschen, können wir Heutigen uns schwerlich eine gültige Meinung bilden*. Immerhin glaubt der Schreibende für seinen rein persönlichen Gebrauch einen Maßstab gefunden zu haben, der ihn — wiederum ganz persönlich — ahnen lässt, dass er es mit wahrer, ehrlicher Kunst zu tun hat: wenn ihn nämlich beim Betrachten eines Bildes, beim Lesen eines Buches oder beim Anhören von Musik eine Gänsehaut überläuft.

«De gustibus non est disputandum» oder «Ueber den Geschmack lässt sich nicht streiten» sagt schon ein lateinisches Sprichwort. So werden wir auch, wenn wir das Werk Giovanni Segantinis zu denen zählen, die ihre Feuerprobe bestanden haben, nicht die Zustimmung aller Kunstreunde finden. Indessen dürften auch heute noch die Bilder Segantinis auf den durchschnittlichen, unvoreingenommenen Beschauer einen tiefen Eindruck machen. Sie werden ihn packen und — wenigstens für eine kurze Zeitspanne — aus dem Alltag hinausheben.

* Aehnlich scheint Segantini zu empfinden, wenn er einem befriedeten Journalisten und Zeitungsverleger schreibt: «Kein Idealismus ist erhabener als der der Wahrheit. Ihm zur Ehre schreibe ich. Aber wer versteht diesen Idealismus? Ausser einigen wenigen Schriftstellern, Kritikern, Künstlern, Dichtern und raffinierten Schönheitsaposteln, niemand. Hier die kleine Schar der Auserwählten, der Aristokraten, der Könige des menschlichen Geistes, dort die grosse Masse des Fleisches, das geführt und belehrt wird durch Kritiker, die sich Kenner nennen, und die von Dingen, die sie nicht verstehen, so sprechen, als ob sie sie gründlich studiert hätten.»



Giovanni Segantini

Frühling

Wenn wir uns nicht mit dieser Feststellung begnügen, sondern zu ergründen versuchen, wie diese Wirkung zustande kommt, so finden wir als treibende Kraft die Liebe zu jeglicher Kreatur. So sagt



Segantini in einem Briefe: «Das, was meinen Geist fortreisst und bezaubert, ist die grenzenlose Liebe, die ich für die Natur empfinde. Ich denke niemals daran, die andern, sondern mich selbst zu übertreffen. Du siehst also, dass der Ausdruck meiner Kunst aus dem Herzen kommt und nicht aus dem Verstande. Ich empfinde die gleiche Begeisterung, ob ich den Fruchthalm oder den Himmel wieder gebe.» Und in einem andern spinnt er dieses Thema weiter aus: «Lange lebte ich mit den Tieren, um ihre Leidenschaften, ihre Schmerzen und Freuden verstehen zu lernen; ich studierte den Menschen und den menschlichen Geist, ich studierte die Felsen, den Schnee und das Eis, die grossen Gebirgsketten, die Grashalme, die Blumen und befragte meine Seele um ihre Gedanken. — Ich habe bei der Blume nach der Ursache der Schönheit aller Dinge geforscht; die Blume hat mir geantwortet und mein Gemüt mit dem Wohlgeruch der Liebe erfüllt. Sind nicht wir Maler es,

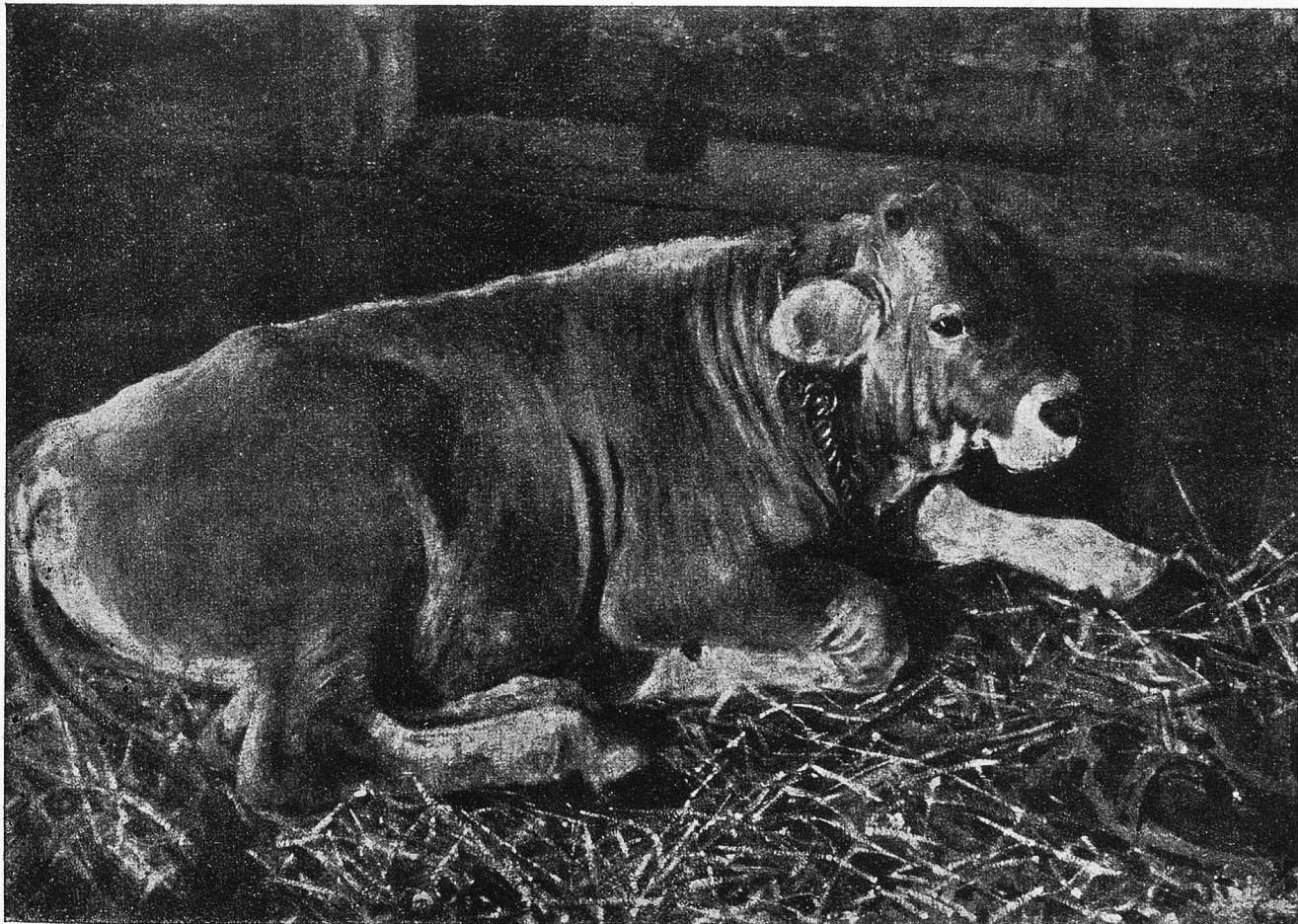
die die harmonische Schönheit der Farbe geschaffen haben? Die Blume aber ist es, die uns ohne unser Wissen seit Jahrhunderten die vollkommenste Schönheitsformel vorschreibt. Zuletzt habe ich das göttliche Licht der Sonne, die weichen Sonnenuntergänge und die geheimnisvolle Nacht studiert.»

Wäre man Zahlenmystiker und vertieft man sich in Segantinis Werk, so könnte man auf den Gedanken kommen, die Drei habe eine grosse Rolle in des Künstlers Leben gespielt. Dreifach ist die Wurzel seines Werkes: Religion, Sittlichkeit und Kunst. Drei grosse Stoffgruppen umfasst es: Natur, Mensch und Tier. Auch rein geographisch gesehen, gliedert es sich in drei Teile: den Beginn in Mailand, die Fortsetzung in der Brianza und die

Vollendung in Graubünden. Und seine Krönung endlich ist ein Triptychon, ein dreiflügeliges Bild: Werden — Sein — Vergehen. Selbstverständlich ist diese Deutung reines Spiel der Phantasie; es wäre willkürlich, ja widersinnig, daraus eine Gesetzmässigkeit ableiten zu wollen.

Das Malen war Gottesdienst für Segantini, Dienst an der Schöpfung. Indem er mit dem Pinsel scheinbar die Wirklichkeit darstellt, weisen seine Kompositionen darüber hinaus auf das hinter ihr stehende Unsichtbare. Dieses dem Beschauer seiner Bilder zum Bewusstsein zu bringen, ihn dadurch zu erschüttern, ist das Ziel seiner Kunst. Und deshalb konnte er auch sagen: «Ein Kunstwerk, das gleichgültig lässt, hat keine Existenzberechtigung.»

E. O.



Giovanni Segantini

Das Stierlein